

Norbert Trawöger

Zuckerbutterbrottage. Ein Zuruf.

Die Haustür hinaus. Die Wiese hinauf. Bei der Stadttür rein. Quer durch den Hof. 23 Stufen. Den Gang zurück. Nach rechts. Dort, wo der Schuhkasten steht, der in wiederkehrenden Albträumen meiner Kindheit eine unpassierbare Schlangengrube beherbergt hat. Schnell weiter. Die Glastüre hinein. Im Licht, mit dem Rücken zum Fenster, saß Großmutter, die ich nie so nannte. Oma mit ihren zwölf Dioptrien, als ob ihre gütigen Augen der Vergrößerung bedurft hätten. Schräg gegenüber, als er noch lebte, thronte Opa neben dem Fernseher, der auf einem Tisch stand, in dessen Lade sein Aluminiumlöffel klebte, mit dem er aus der weißen blaurandigen Emailschüssel seinen picksüßen Kaffee löffelte. Darin schwammen Riesenwürfel, die er aus einem Geisensheimer Brotlaib geschnitzt hatte, indem er ihn zur Brust nahm und das Messer durch diesen an sich heranzog. In der für uns Kinder verbotenen Richtung. Körperabgewandt war die Regel. Der Bäcker selbst, der eigentlich Müller war, brachte jeden Freitag diese archaischen Laibe, deren Kümmelgeruch mir so abrufbar ist, wie der Duft der frisch beackerten Felder rund um den großelterlichen Hof. Der lag nur einige Höhenmeter über meinem Elternhaus, das früh zu meinem Mutterhaus geworden ist, da der Vater in eine Wohnung in der Stadt gezogen war.

Der Großvater, den ich als aufrechten Riesen in Erinnerung habe, war laut seinem Pass zehn Zentimeter kleiner, als ich es heute bin. Die Nächte hat er, der Kleinbauer mit knapp vier Schuljahren, in seinem Bett durchgelesen. Den Kopf auf drei Polster hochgebettet. Daneben brannte die schirmlose Nachtkastenlampe, gleich einem ewigen Licht,

nicht rot, aber grell blendend. Warum ich dies weiß, kann ich nicht sagen, da ich nie bei Nacht im Schlafzimmer meiner Großeltern war. Aber ich erinnere mich daran – an mir. Auf meinem Bett finden sich drei Kopfpolster, daneben Berge von Büchern, nur hat meine Lampe einen Schirm. Heute kann ich fast nicht mehr Opa sagen, zu lange ist er weg und doch da. Großvater lehrte mich, in Spannung zu gehen und wieder loszulassen. Er baute uns, mir und meinen Brüdern, aus Hollerstaude, Kälberstrick und Trattnachschilf Bogen und Pfizipfeil. Unsere Pfeile landeten treffsicher auf Dächern oder blieben im Geäst hoher Bäume hängen. Er sorgte für Nachschub, so lange er konnte, bis er im letzten Sommer nur mehr in der Sonne saß. Mit Hut am Kopf zerdrückte er ohne Brille mit seinem Gehstock punktgenau die Ameisen am Boden. Trotz Verkalkung wusste er bis zu seinem Verschwinden von Hauptstädten, deren Länder ich bis heute nicht kenne. Während Oma immer noch den Apfelstrudel über den Tisch zog. Wie weit sie gehen durfte, wusste sie immer viel zu genau. Große Augen, noch größeres Herz. Und Zuckerbutterbrot für uns Kinder. Meine Brüder mochten es mehr als ich, aber der Gedanke daran ist süß.

Ich hasste den Kindergarten, blieb lieber bei ihr. Mit meinem weißen Fahrrad, seinem roten Sattel und der Furcht vor den Schafen. Später, größer, rannte ich in der Finsternis noch schnell hinauf zu ihr. Es ging um nichts, doch sie schaltete im Gegensatz zur Linzer Oma den Fernsehapparat ab. Sie war da, auch mit nicht geringem Taschengeld von ihren 2000 Schilling an monatlicher Pension. Noch heute spüre ich das Kribbeln auf meinem Unterarm. Sie hängte ihren linken Arm ein am Weg vom Sonntagmittagessen bei uns zu Hause nach Hause. Von zu Hause nach zu Hause. Noch höre ich ihre Aufregung bei einem der Telefongespräche, als ich fern der Heimat lebte. Sie wartete, bis ich zurückkam, freute sich und ging selbst kurz nach Weihnachten. Vor kurzem sah ich meinen Vater das erste Mal Schach spielen. Ich wusste gar nicht, dass er es kann. Er spielte mit seinem Enkel. In

meinem Mund hatte ich plötzlich den Geschmack von Zuckerbutterbrot.

Wie die Zeit vergeht, ist ein oft getaner Ausruf der Verwunderung über den Lauf derselben. Gerade ging ich noch in die Schule, trug mein frisch geborenes Kind im Arm und hatte deutlich mehr Haare am Kopf, was den Rest nicht hindert, jeder Art von Zähmung die immer breiter werdende Stirn zu bieten. Meine Großeltern sind Jahrzehnte tot, wenn auch kaum ein Tag vergeht, an dem ich sie wie andere verschwundene Menschen im Sinn habe und vermisse. „Es ist mein tiefer Glaube, dass die Toten nicht tot sind, solange wir leben“, lese ich beim verehrten Universaldenker Alexander Kluge. Recht hat er, der alte Kluge, und der Mensch lebt nicht von Zuckerbutterbrot allein. Erst nicht, wenn er es in meinem Falle gar nicht mag. Das Angebotene wird dabei oft irrelevant, die Blickrichtung der Zuwendung entscheidet. Das Zuckerbutterbrot unterstreicht nur den Blick, mit einem nicht ausgesprochenen „Ich Sorge für Dich, sogar süß!“. Es ist ein großelterliches Privileg, den Fernsehapparat auszuschalten, Zeit zu haben, Zuckerbutterbrot zu schmieren und zu reichen. Omas und Opas haben eine Begabung für Zuwendung. Eine Begabung mag ein angeborenes Geschenk sein, aber sie ist nie statisch, immer dynamisch. Bewegung. Zuwendung, auch die meiner Eltern, war mir bei aller Brüchigkeit meiner Kindheit eine Grunderfahrung, eine Erfahrung, die einen Grund legt. Es gibt viele Gründe und Arten, sich Menschen zuzuwenden, Zuwendung zu zeigen.

Keine Sorge, das wird hier keine Benimmanleitung, dafür habe ich viel zu gut gelernt, was sein soll oder nicht, um mich Jahrzehnte davon zu befreien. Ich versuche einen Zuruf, nicht aus missionarischen Gründen, sondern aus Begeisterung am Menschsein. Ich mag Menschen, manche von ihnen liebe ich sogar. Mich interessiert das

Menschliche, wie wir zusammenspielen, uns absichtlich voneinander fernhalten, wie Dinge ins Rollen kommen, wie oft der Zufall, was das immer ist, Regie spielt und wie oft wir die Zufälle nicht bemerken, sie von uns ignoriert werden.

Die Zeit vergeht und die Welt steht nicht mehr lang, sagte meine Oma mitunter unerwartet und nebenbei. An ihrem Ausruf haftete ein Staunen, das nicht darum wissen wollte, dass die Welt noch nie stillstand.